

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Gerhard erzählte das lachend seinem Freunde. Aber Erich lachte nicht.

„Sie ist noch so jung. Du mußt junge Mädchen nicht in solche Verlegenheiten bringen, Gerd!“

Ihn würgte etwas in der Kehle, daß er hustete. Redend hustete Gerhard wieder.

„Meintest du was?“

„Nichts, mein Junge.“

Lustig trällerte der Maler hinaus. Erich stand langsam auf und sah ihn schweigend nach. Seit Lotte fort war, hatte er das Lachen verlernt. Ein paar Ansichtskarten aus Toulouse und Marseille — das waren die wenigen Lebenszeichen. Niemals eine Wohnadresse. Wiederholt hatte er aufs Geratewohl einen Brief nach dort geschrieben. Er bekam nie eine Antwort darauf und fühlte sich jetzt einsam mitten unter den vielen Menschen. Wie in einem großen Kästfel tappte er im Dunkel.

Einmal war er bei Madame Tourbier gewesen. Sie hatte ihm die Nachfrage des Leutnants v. Rothkirch verschwiegen. Was hätte Herr Wölflin von ihrem Hause denken sollen? Aber über die fluchtartige Abreise hatte sie den Bruder nicht im unklaren gelassen. Es stand bei beiden fest, daß hier etwas ganz Außerordentliches passiert sein mußte. Die quälende Ungewißheit machte Erich nervös.

In diesen einsamen Stunden fand er die Freundschaft des jungen Waldemar. Erich war ihm um fünf, sechs Jahre voraus. Aber er schloß sich dem kranken Jüngling, in dessen Seele eine tiefgründige Reinheit und abgeklärte Stille lebte, willig an. Waldemar ging für ihn durchs Feuer. Von Lotte sprachen sie nie. Desto öfter beschäftigte sich Waldemar mit seinen Schwestern, mit einer berehrungsvollen Liebe sprach er von Susanne. Er war glücklich, in seinem Urteil über dieses Mädchen ganz und gar mit Erich übereinzustimmen. Von solchen Gesprächen berichtete er haarklein der Schwester, und er bemerkte wohl, wie ihre Augen sich dann belebten und einen eigenen Glanz bekamen.

Es war Anfang Juli. Auf den leichteren Schlägen begann der Roggenschnitt. Der erste Erntetag, der für ein Gut immer ein Ereignis ist, rief den Freyherrn mit seinen Damen auf die Felder, wo die Schnitter arbeiteten.

Da stieg im Schloßbau ein mehrstimmiger Schrei auf. zugleich hörte man ein Krachen von gebrochenem Holz und einen dumpfen Fall.

„Der Baummeister ist abgestürzt!“

In einer Staubwolke sah man eine Gruppe Männer. Gerhard Vadenburg stürzte herbei. Sie rufen Wölflin

hinaus auf den Platz. Aus seinem Munde kam Blut. Die Augen waren geschlossen. Zwischen den fahlen Lippen drang ein mattes Stöhnen hervor. Er war bewußtlos. Sie tasteten die Glieder ab. Der linke Unterarm war anscheinend mehrere Male gebrochen. Waldemar Rothkirch, der gerufen wurde, war entsetzt.

„Das Auto zum Arzt!“

Er sprang hinein und fuhr selber mit.

Gerhard ließ den Verunglückten in sein Schlafzimmer bringen. Erich lag noch ohne Bewußtsein, notdürftig von den Samaritern der Bankolonne geschient und erquidt, als der Arzt kam. Er stellte einen mehrfachen schweren Armbruch und eine bedenkliche Lungenquetschung fest und legte die Verbände an. Saar ritt auf das Feld und meldete den Unglücksfall schonend der Familie Rothkirch. Susanne bedeckte das erbleichende Gesicht mit den Händen, beherrschte sich aber mit eiserner Kraft. Sie fuhren sofort zurück. Das junge Mädchen eilte auf ihr Zimmer und ließ Gerhard Vadenburg zu sich bitten. Er kam sofort.

Als sie sein verstörtes Gesicht sah, schluchzte sie auf.

„Aber er lebt? — Er bleibt leben?“

Sie setzte ihrem Schmerz keine Grenzen. Gerhard führte sie in einen Sessel.

„Mein gnädiges Fräulein — beruhigen Sie sich. Es ist besser abgelaufen, als wir alle es dachten, wie das da alles zusammenstürzte und die Trümmer ihn begruben. Armer Kerl!“

Susanne ließ sich nicht beruhigen. Sie zitterte wie im Fieber. Gerhard ließ die Mütter-Kathrin kommen.

„Das gnädige Fräulein muß sofort zur Ruhe gebracht werden. Ich werde den Doktor schicken.“

Susanne lag in einer Ohnmacht. Als der Arzt kam, fand er sie auf dem Sofa sitzend.

„Mir ist nichts weiter, Herr Doktor. Der erste furchtbare Schreck. Es ist vorüber. Ich danke Ihnen.“

Aber es war nicht vorüber. Eine ganze Woche schwebte drüben im Gartenpavillon Erich Wölflin in Lebensgefahr, und ebenso lange rang Susanne Rothkirch, vor allen es verbergend, mit den Resten ihrer halb zertrümmerten Seele. Sie wollte niemand sehen. Nur Waldemar durfte zu ihr. An ihm richtete sie sich auf. Als er endlich mit der Nachricht kam: „Nun ist er durch — ein Mordskerl!“ bekam sie neues Leben und blühte zusehends wieder auf.

Mit dem größten Mißtrauen hatte Herr v. Saar Susannes Verfall beobachtet. Er veräunnte es nicht, Frau Nataly die nötigen Bemerkungen zu machen, harmlos, wie es seine Art war, aber mit abgewogener Treffsicherheit, daß die stolze Frau mißtrauisch wurde. Als sie zum erstenmal wieder einen ganzen Nachmittag mit Susanne zusammensaß, sagte sie:

„Kind, was war mit dir? Das war ja ganz auffallend.“

„Mutting!“ rief Susanne aus. „Das ist doch nicht auffallend! Es war mir furchtbar schrecklich, wie ich das Unglück hörte. Vorhin noch gesund und frisch, und dann

halbtot geschmettert. Gewiß — ich habe mich immer für stärker gehalten. Wer kann für seine Natur?"

Aber inwendig zitterte es noch in ihr nach, so ruhig und kühl sie auch ihre Rede zwang.

Hinterher schämte sie sich, ihre Liebe verleugnet zu haben. Sie schalt sich feig und des Rothkirchischen Namens unwürdig. Am liebsten wäre sie gleich hinübergelaufen und hätte ihre Pflicht getan, gepflegt und gelindert. Aber sie zwang sich immer wieder zu äußerer Ruhe. Sie fühlte es instinktiv, daß Saar die Situation beobachtete und sie nicht aus den Augen ließ. Den Triumph, den er herbeisehnte, sollte er doch nicht erleben. Sie steckte sich hinter die treue Mämmri-Kathrin, die Wölflin zur Pflege bestellt war, und sandte den besten Krankenwein aus dem Keller und einen einfachen Gruß dazu. Die schönsten Mirschen aus dem Garten, die ersten, zarten Aprisosen gingen in zierlichen Körbchen zum Krankenbett in das Gartenhaus.

„Ich werde dem Herrn Baumeister sagen, wer sie gepflegt hat, Susi.“

„Das kannst du, Mämmri, wenn du meinst, daß es ihm eine Freude macht. Ja, ich bitte dich darum, sag' es!“

Nach vierzehn Tagen durfte Erich zum erstenmal aufstehen. Dann saß er lange am Fenster in der Sonne und erquidete sich an dem endlosen Sprossen der grünen Natur. Susanne kam vorüber, den Hut in der Hand. Sie war noch immer blaß. Der Kranke sah ihr dunkles Haar in der Sonne schimmern und nickte hinüber, als sie leicht grüßte. Nur einen Blick warf sie in die Höhe und wandte sich rasch ab. In ihrer Brust wogte es stürmisch. Sie sprach vor sich hin. Da blieb sie stehen und sah von weitem zurück. Ein Troß flog über ihr Gesicht.

„Ich will!“ rief sie hervor und ging geradeswegs zur Mutter.

„Mutting, ich will dich um etwas bitten. Und du mußt es mir nicht abschlagen. Du würdest mir weh tun. Laß mich mit Mämmri-Kathrin, daß ich Herrn Wölflin ein paar Blumen bringe. Er sitzt am Fenster, blaß und elend. Es wird ihn erfreuen.“

Frau Nataly sah die Tochter mild an.

„Geh, Kind, ich erwarte dich hier zurück.“

Susanne ging langsam hinaus. Aber hinter der Tür flog sie die Treppe hinauf in ihr Zimmer, wo die dunklen Rosen standen, die sie vorhin pflückte. Sie nahm den Strauß und suchte Mämmri-Kathrin.

Erich Wölflin sprang auf, als die beiden Frauen eintraten.

„Welche Ehre erweisen Sie mir, gnädiges Fräulein! Ich danke Ihnen.“

Sie reichten sich die Hände und ließen sie nicht los.

„Ich werde Ihnen frisches Wasser bringen, Herr Baumeister.“

Die Alte nahm die Karaffe und ging still hinaus.

Sie waren allein.

Erich beugte sich über die kleine Hand, die er immer noch festhielt, und küßte sie.

„Wie glücklich bin ich, Herr Wölflin,“ hauchte Susanne errötend, „daß Sie soweit sind. Mein Gott, ich — ich wäre um Sie fast gestorben.“

Als das Wort heraus war, erschral sie vor sich selbst. Sie sah ihn verwirrt an. Sein braunes Auge ruhte träumerisch glücklich auf ihr.

„Sie haben um mich gelitten, Fräulein Susanne?“

Mämmri-Kathrin kam zurück und ordnete hier und dort. Sie brachen das Gespräch ab und sahen sich wieder an.

„Auf Wiedersehen, Herr Wölflin!“

„Herzlichen Dank für Ihre gütige Aufmerksamkeit, gnädiges Fräulein. Bitte empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter.“

Dahin gab Susanne der Mutter einen kurzen Bericht über das Befinden des Baumeisters.

„Zum Nichtfest will Herr Wölflin wieder ganz auf seinem Plage sein. Mit dem Arm in der Binde.“

26. Kapitel.

Mit Spannung verfolgte alles in Bronin die Zeitungen, auch Leute, die früher in ihrem ganzen Leben kaum ein Blatt in die Hand genommen hatten. Und wer nicht lesen konnte — das waren viele aus der älteren Zeit, wo es im Posenischen um die Schulbildung noch arg bestellt war —, der horchte auf die Gespräche der andern.

Am Völkerhorizont ballte sich ein Unwetter zusammen. Was jahrelang hinter den Wolken gehangen hatte, suchte sich

jetzt zu entladen. Den schrecklichen Meuchelmord an dem österreichischen Thronfolgerpaar in Serajewo hatte man auf Bronin fast vergessen, als plötzlich Oesterreich und Serbien in Streit kamen. Am 24. Juli, nachdem der alte Kaiser Franz den Serben sein ebernes Ultimatum gestellt hatte, stand die europäische Welt in den ersten Flammen. Am Tage darauf bekam Rothkirch ein Telegramm seines russischen Schnitteragenten aus Rowno: „Kann Leute nicht senden. Stille Mobilmachung.“ Am nächsten Tage war die Nachricht da: „Die beiden streitenden Staaten machen mobil!“ Und nun kam es Schlag auf Schlag. Kaiser Wilhelm kehrte in Eilfahrt von seiner Nordlandreise zurück. Oesterreich erklärte Serbien den Krieg.

Ein verzweifelter Schrei ging um den Erdball. Jeder fühlte, daß ein furchtbarer Stein ins Rollen gekommen war. Wehe, wen er zerschmetterte!

Am letzten Julitage erreichte die Spannung den höchsten Grad. In den Großstädten des Kontinents lochte es. Auf den Straßen wogten die Leidenschaften. Selbst die weibliche Welt wurde mitgerissen und sah starr das Entsetzliche nahekommen.

Da fiel der erste Blitzschlag. Das Deutsche Reich in Kriegszustand erklärt!

Nun gab es wohl kein Entrinnen mehr.

Kaiser Wilhelm sprach zu den Berlinern von der schweren Stunde, die uns das Schwert in die Hand drückt.

Die hinterhältigen Unterhandlungen der Diplomaten wurden mit Spannung und Mißtrauen verfolgt. Jede Sekunde erwartete man den Funken, der in das Pulverfaß fallen mußte.

In diesem Tage saß Herr v. Saar oben bei Wölflin. Sie waren sich in den Wochen der Krankheit näher gekommen. Saar war täglich mehrere Male oben.

Erich starrte vor sich hin.

„Unser Nichtfest fällt also ins Wasser, Direktor. Furchtbar, wenn es zu diesem Weltkrieg kommt! Millionen Frauenherzen werden heute zittern.“

Saar erwiderte, finster lächelnd:

„Um mich zittert niemand.“

„Sie haben niemand auf dieser Welt, der Ihnen —“

„Niemand! — Nicht einmal einer. Hand habe ich, der mich vermissen würde. Meine Eltern starben früh. Ich war ihr Einziger.“

Erich sah ihn ergriffen an.

„Meine Mutter verlor ich auch sehr früh. Meinen Vater vor — ja, jetzt sind es volle neun Jahre.“

„Ich hörte, Ihr Herr Vater ist verunglückt?“

„Ich verlor ihn durch ein schreckliches Unglück.“

Er erzählte ihm kurz die traurige Geschichte.

„Zu seinem Geburtstag fahren wir immer noch an sein Grab. Ein schwerer Gang jedesmal, dieser Gang auf den stillen Friedhof von Niederwiesenthal.“

Da sah Saar scharf auf.

„Wo ist Ihre Heimat?“

„Niederwiesenthal, ein kleines Dorf im Schlesiichen, am Vober.“

Saar war hastig aufgestanden. Er konnte die Aufregung, die ihn plötzlich ergriffen hatte, kaum verbergen. Er griff nach dem Hut.

„Dieser drohende Krieg —“, sagte er kurz. „Man ist ja keine Memme, der erste in der Reihe ist jedenfalls der Saar. Aber es fährt einem doch in die Glieder. Auf Wiedersehen, Baumeisterchen. Und Kopf hoch!“

Erich sah ihm lange nach. Was war in Saar gefahren? Dann trat die Schwester in seinen Gesichtskreis. Vor einigen Tagen hatte er eine Karte aus Bordeaux erhalten. Wieder nur ein kurzer Gruß.

„Kind — Kind — wo bist du jetzt! Wo alles gegeneinander geht!“ schrie er gequält und versank in ein dumpfes Sinnen.

*

Mit großen Schritten war Saar durch den Park gehaftet. Immer wieder murmelte er vor sich hin, als könnte er den Namen vergessen: „Niederwiesenthal? — Niederwiesenthal!“

Sein Gesicht war hochrot, als er in seine Wohnung stürzte.

Vor dem Schreibtisch blieb er stehen, stülzte sich mit beiden Händen auf die Tischplatte und starrte die Schubfächer an.

„Und ich muß es finden! Ich muß!“

Er schob die Schübe auf und wühlte in den Papieren.

„Nein!“

Er setzte sich in den Schreibstuhl und grübelte.

„Halt — damals — als ich aus dem alten Bau hierher umzog! Die Kisten — auf dem Boden!“

Er rannte die Treppe hinauf und zog in einer Kammer ein paar Kisten vor. Sie steckten voller Akten, Briefe, Zeitungen. Endlich stieß er auf ein Paletchen, fest verschürt und versiegelt. Mit wilder Hast griff er danach, befaß es, befaßte es und stürzte wieder die Treppe hinunter. Die Schere flog knirschend durch den Bindfaden. Obenauflagen ein paar bergilbte Zeitungsblätter. Er faltete sie mit zitternden Händen auseinander und las das Datum.

Sein Blick glitt die Spalten hinunter. Saar blätterte um.

„Hier — da! Ich hab's! — Endlich! — endlich!“

Er schlug auf den Tisch, daß es dröhnte, und las. Es war ein kurzer Artikel. Langsam richtete er sich hoch und starrte ins Leere. Er stand auf und ging zum Fenster und wieder zurück. Die Brust arbeitete stoßweise. Er war in einer tollen Erregung.

„Himmel, ich danke dir! Jetzt ist meine Stunde gekommen. Meiner Stunde! *Vae victis!*“

Dann wurde er ganz ruhig. Sein Gesicht nahm einen starren Ausdruck an. Er steckte das Blatt in die Brusttasche und zündete eine schwere Zigarre an.

Mit einem triumphierenden Lächeln, auf der Stirn einen eisernen Entschluß, trat Adalbert v. Saar auf den Hof.

(Fortsetzung folgt)

Aus der „Bärtigen Ente“.

Die „Bärtige Ente“ (*Le Canard poilu*) ist der Titel einer französischen Feldzeitung, die wöchentlich einmal erscheint und an der Front verbreitet wird; Exemplare der Nummern dieser Soldatenzeitung sind selbst in Frankreich nur schwer zu haben, und es ist daher von Interesse, aus amerikanischen Quellen einiges Nähere über die „Bärtige Ente“, ihren Betrieb und ihren Inhalt zu erfahren. Ganz überwiegend ist der Inhalt dieser Feldzeitung lustig-harmloser Charakters, wenn auch ein Schuß von Satire darin nicht fehlt. Sieht man die Nummern durch, so stößt man auf die Namen zahlreicher wohlbekannter Verfasser, die als Mitarbeiter der „Bärtigen Ente“ erscheinen, und wirklich hat Edward Rosand ein Gedicht dazu beigezeichnet, worin er von der herkömmlichen roten Nase der französischen Soldaten pathetisch Abschied nimmt: „Nache wohl, heroisch Rot, wir trauern, daß du schwindest, doch Dessen, sonst nutzlos ausgekehrt, werden so geschont; und wenn wir euch ins Blau des Horizontes kleiden, so entschuldigst uns dies; wir schonen euch, Soldaten, für die Garnison unserer Zukunft.“ Uebrigens aber darf man sich durch die glänzende Mitarbeiterliste der „Bärtigen Ente“ nicht verblüffen lassen; die Schriftleitung des Blattes befolgt nämlich den schalkhaften Gebrauch, ihre Beiträge, wenn es ihr beliebt, mit den Namen gezeilter französischer Verfasser zu unterzeichnen. Muß sich denn nicht jeder französische Schriftsteller geehrt fühlen, mit seinem Namen in der Soldatenzeitung vertreten zu sein? Und so liest man denn in der „Bärtigen Ente“ beispielsweise eine Skizze von Anatole France, die dem greisen Verfasser der „Insel der Pinguine“ vollkommen fremd ist.

Ein Schuß Satire fehlt dieser französischen Feldzeitung nicht, so bemerken wir, und zwar richtet sich die Satire zum Teil gegen gewisse heimische Verhältnisse und Einrichtungen. So nimmt sie offenbar Anstoß daran, daß die Boulevardblätter nach wie vor in üblichen Gesellschaftsklatsch schwelgen. Darüber macht sich die „Bärtige Ente“ in folgender parodistischer Todesanzeige lustig: „Mit Bedauern machen wir Mitteilung vom Tode der Frau Herzogin Dubitume de la Chaussée, geborener Chausfroy de la Caille, in ihrem 88. Jahre; des Herrn Anatole Fessambois, Ehrenadvokat, 103 Jahre alt, und des Fräuleins Clarisse Sautopien, Gründerin des Waisenhauses für rüdenmarkschwache Abnormitäten, die in ihrem 96. Lenze durch einen Anfall von Schlafsucht dahingerafft wurde. Wir grüßen diese Langlebigen, arme Kriegsväter, die in der Blüte ihres Lebens dahingerafft worden sind.“ Diese Parodie auf den öden Gesellschaftsklatsch der Boulevardpresse entbehrt sicherlich des Humors nicht. Dasselbe gilt auch für ein Romanfeuilleton, das nach der Art der französischen Zeitungen nur aus einem ganz kleinen Feschen besteht und einen französischen Dramatiker launig schildert. Der Roman führt den Titel „Dandouillard geht in den Krieg“, und zwar halten wir beim dritten Kapitel: „Wie Gideon zur Front kam.“ Da wird erzählt: (Fortsetzung) „Donnerwetter! Diese Kerle sitzen im falschen Stuhle!“ rief er. Ohne auf weitere Instruktion zu warten, griff er nach seinem Gewehr und ließ ein paar Gräße nach dem feindlichen Schützengraben herüberfliegen. Es war ein episches Gefecht. Bevor die Boches noch Zeit fanden,

ihre Flinten zu laden, warf sich Gideon in einem Augenwinkern über sie und schied verschiedene Bichelhauben durch die Luft, wobei die dazu gehörigen Köpfe mitgingen. Diese nachdrückliche Handlungsweise zog Dandouillard einige Beachtung zu. Der Feind warf ein halbes Duzend Granaten auf ihn, um ihn darüber zu belehren, daß man anlopfen, bevor man eintritt. In keiner Weise aus der Fassung gebracht, erwiderte unser Held den Gruß. Tonnen, Gewehre, Eisenstücke, Baumstämme und all dergleichen, mit tödlicher Sicherheit geschleudert, fiel mathematisch genau auf die Knubaden der Boches. Als er nichts mehr zu werfen hatte, machte unser Held eine Pause und beobachtete mit offenkundiger Genugtuung, daß seine Bemühungen von Erfolg gekrönt waren. Im Schützengraben drüben waren nur noch vereinzelte Körperreste übrig. Die wenigen Ueberlebenden waren so klug gewesen, nicht länger zu weilen; sie flohen nach rückwärts, indem sie schrien: „Das ist der Teufel, das ist der Teufel!“ Nach dieser Leistung fand sich Dandouillard in einer gewissen Verlegenheit, was er eigentlich nun in und mit seinem Schützengraben anfangen sollte. „Ich kann ihn doch nicht gut verlassen“, dachte er. In dieser Verlegenheit wartete er auf eine Eingebung, indem er eine Zigarette, das Päckchen zu 15 Pfennigen, rauchte. (Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Die „Bärtige Ente“ ahmt überhaupt, oft in recht schalkhafter Weise, die Anordnung und die Gebräuche der französischen Zeitungen nach. Auch der übliche „Briefkasten“ fehlt nicht, und hier findet sich auch eine Auskunft an „von Bülow (Rom)“: Wir können Ihnen keinen Rat geben, wie man sie dazu bringen solle, Sauerbrunn lieber zu essen, als Kaffaroni“. Beiträge ernstlichen Charakters sind in der Zeitung im allgemeinen recht selten; der Brief eines Soldaten hinter der Front z. B., der in der Abteilung „Echo aus dem Schützengraben“ veröffentlicht wird, enthält nicht etwa die Schilderung erster Eindrücke oder psychologische Bekenntnisse, sondern vielmehr eine ziemlich beißende Verspottung des französischen Bureaucrats. Kommt da von der Front eine Requisitionsforderung. Wird zurückgeschickt, weil der entsprechende Requisitionsschein fehle. Der Requisitionsschein kommt zurück, wird wieder zurückgeschickt, weil er nicht in vorchriftsmäßiger Weise ausgestellt ist. Komisch, daß sie das da nicht wissen, ruft der Mann von der Gasse aus, der im übrigen scheinbar klagt, sie empfinden die Wirkung des Krieges auch hinter der Front sehr, denn um 9 Uhr mühten sie jetzt schon zu Bett und frischen sich gäbe es nur noch zweimal die Woche. Denselben Humor atmen im allgemeinen auch die Zeichnungen, die die „Bärtige Ente“ bringt. Eine davon z. B. schildert die hunte Unvorsichtsmäßigkeit der Uniform, in der die französischen Soldaten jetzt dahergehen; man sieht sie da gekleidet in die unmöglichsten Zusammenstellungen von bürgerlichen und militärischen Kleidungsstücken. Auf einem anderen Bildchen sieht man ein Jungfräulein, welches durch die Dorfstraße geht. Große Aufregung unter den Soldaten, die ein weibliches Wesen schon seit unendlichen Zeiten nicht mehr gesehen haben: alles stürzt gaffend und bewundernd herzu. Ein wenig aus dem Rahmen fällt eine Zeichnung, die ein Kamerad beim russischen Heere“ dem Blatte geliefert hat. Es sind dies recht flotte Skizzen von acht russischen Soldaten- und Offizierstypen und diese Typen zeigen so viel Rohheit und Stumpfheit im Ausdruck, daß es fast wundernehmen muß, daß die „Bärtige Ente“ die lieben russischen Kameraden in dieser Weise hat im Bildnisse zeigen wollen.

Vermischtes.

* Die Flucht des „Kaisers der Sahara“. Die amerikanischen Blätter brachten vor einigen Tagen die Nachricht von der Internierung des durch seine Exzentricität bekannten Pariser Millionärs Jacques Lebaudy in einer New Yorker Heilanstalt für Geisteskranke. Aber Lebaudy, der Jahre hindurch bestrebt war, in der ganzen Welt von sich reden zu machen, sorgte schnell für eine neue Sensation. Heute kommt bereits die Nachricht, daß er aus dem Sanatorium London auf Long-Island entwichen ist. Lebaudy, dessen phantastische Abenteuer mehr als einmal die Deffentlichkeit beschäftigten, ist der Sohn eines ungeheuer reichen Pariser Brauereibesizers. Als er sich in Europa bereits zu lächerlich gemacht hatte, ließ er sich in den Vereinigten Staaten nieder. Der Mann, der sich einstmals in einem Anfall von Größenwahn zum „Kaiser der Sahara“ hatte ausrufen lassen, geberdete sich in Amerika so verrückt, daß die Regierung, um den immer toller werdenden Streichen ein Ende zu machen, seine Festnahme anordnete. Doch Lebaudy fand bald Mittel und Wege, aus den schützenden Mauern der Heilanstalt zu entkommen. Der mit der Untersuchung beauftragte Scheriff ist der Meinung, daß Lebaudy bei seiner Flucht von Fremden unterstützt wurde und die nahegelegene Garmen Bai erreichte, um von dort mit größter Eile den Weg nach der Great South Bai einzuschlagen. . . Die exzentrischen Einfälle Lebaudys waren außerordentlich zahlreich, und viele sind allgemein bekannt geworden. Er besaß ein vollbemanntes Schiff, „Trasquita“, auf dem er den Admiral spielte. Eines Tages führte er einen Lehrkursus für seine Jagdhüter ein, die er selbst in Algebra, Trigonometrie und Feldmessung zu unterrichten unternahm. Leider sind keine authentischen Berichte über diesen „Unterricht“ in die Außenwelt gedrungen. Den Gipfel der Tollheit erreichte Lebaudy, als er eines Tages plötzlich auf den Gedanken kam, sich in einem

seiner Schlösser an der Elbe zum Bischof aufrufen zu lassen. Nach der Feyer hielt er vor dem versammelten Schloßgesinde eine lange Predigt. Vor fünf Jahren aber gab Lebauvy seine „geistliche Stellung“ wieder auf und wandte sich dem Theater zu. Er schrieb ein fünfaktiges Stück „Das Herz der Sahara“, das an einer ersten Pariser Bühne angefündigt wurde. Aber kurz vor dem Tage, an dem die Eröffnungsführung stattfinden sollte, löste der von begreiflicher Angst gepönte Direktor den Kontrakt.

* **Bégouds Voraussage.** Der französische Sturzflieger Bégoud, der kürzlich im Kampf gegen ein deutsches Flugzeug fiel, war noch vor wenigen Jahren ein einfacher, schlecht bezahlter Arbeiter. Er wurde Mechaniker und schließlich Pilot und führte vor zwei Jahren in den Hauptstädten Europas seine Sturzflüge vor, die ihm in kurzer Zeit ein ansehnliches Vermögen einbrachten. Interessant ist, soviel man dem Bericht eines Mitarbeiters des „Daily Telegraph“ glauben darf, daß Bégoud nach seinem Eintritt in den Kriegsdienst von dem ihm bevorstehenden Ende sehr überzeugt war. Während eines Urlaubs in Paris erklärte er dem englischen Journalisten: „Ich weiß ganz genau, wie ich enden werde. Ich bin fest überzeugt von der Art und der Zeit meines Todes. Ich weiß es ganz genau, und es kann durch nichts vermieden werden!...“

* **„Deutschland, Deutschland über alles“** in Spanien. Daß in Spanien die Sympathien für Deutschland weit verbreitet sind, ist bekannt, und zwar gehören zu den politischen Gruppen, die sich besonders zu Deutschland hingezogen fühlen, in erster Linie auch die Jaimisten. In Barcelona haben jetzt die dortigen Jaimisten ihrer Vorliebe für Deutschland einen ganz besonders offenerherzigen und bezeichnenden Ausdruck gegeben, indem sie ein neues Vaterlied anmahnen, das nach der Weise von „Deutschland, Deutschland über alles“ gefungen wird. Der Text dieses Vaterliedes lautet in deutscher Uebersetzung etwa folgendermaßen: „Weil die Jaimisten auf ihrem Schilde ein gleiches Wappen haben, darum lieben und bewundern sie das deutsche Volk. Es lebe Spanien und Deutschland! Mögen sie gemeinsam zu Gott schauen! Niemand vermöchte sie zu besiegen, wenn sie miteinander verbunden sein könnten.“

* **Historische Kaskade.** Bei der Zahlung der französischen Kriegskontribution, die 1871 von Frankreich an Deutschland geleistet wurde, wurde auch ein Teil vereinbarungsgemäß in Papiergeld ausgezahlt. Hier stellte sich nun heraus, daß ein nachgemachter preußischer Hunderttaleschein darunter war. Sicherlich ohne Verschulden der betreffenden amtlichen Stellen in Frankreich, denn die Nachahmung war eine so vorzügliche, daß ihre Entdeckung selbst in Preußen nicht leicht war. Es wurde dann ermittelt, daß die Nachahmung während der Belagerung von Paris von einem Pariser Graveur ausgeführt worden war. An der Stelle der üblichen Strafanzeige fanden die Worte: „Der Guillaume oder Bismarck lebendig der französischen Republik ankliefert, erhält dafür die Summe von 10 Mill. Francs.“ Dieses eigenartige Kaskade fand sofort als interessante Kriegserinnerung einen Liebhaber, der es für hundert Taler erkaufte, so daß die Oberrechnungskammer keinen Anlaß hatte, deswegen nach Paris ein Ultimatum zu senden. — Der „Echerg“ des feindlichen Pariser Graveurs erinnert übrigens an den Ähnlichen eines schlesischen Arbeiters in der Königlich preussischen Münze zur Zeit Friedrichs des Großen. Dieser Schlesier war nach dem Kriege, durch die er Preusse geworden war, auf seinen neuen Herrscher nicht gut zu sprechen, und so leitete er sich den Wig, die Worte „Ein Reichthalter“, die auf den mit dem Kopf des Königs geschmückten preussischen Talern am Rande geprägt waren, so zu treimen, daß man lesen mußte: „Ein Reich thal er“. Erst nachdem eine Anzahl solcher Taler die Münze verlassen hatten und in Verkehr gekommen waren, entdeckte man das Münz- und Majestätsverbrechen, und der Missetäter wurde festgenommen. Die Taler waren aber nicht mehr alle zu ermitteln, und es haben sich denn auch einzelne als hochbezahlte Antiquitäten in Münzsammlungen erhalten.

* **Ein neuer amerikanischer Nationalpark.** Der Yellowstone-Park hat einen Konkurrenten erhalten: er liegt in den Rocky Mountains im Herzen Colorado's und umfaßt Berg- und Seelandschaften von alpiner Großartigkeit, die seit langem in Nordamerika berühmt sind und im vergangenen Sommer über 5000 Personen veranlaßten, sich in Hütten und Zelten vorübergehend dort anzuheden, während der Yellowstone-Park in der gleichen Zeit nur 20 250 Besucher zählte. Was seine Naturschönheiten besonders anziehend macht, ist die Tatsache, daß sich in seinen Hochtälern und endlosen Wäldern ganze Horden im übrigen Nordamerika bereits überaus seltenen Wildes erhalten haben. Da heßt der Großhornbock über den Ben, in der Stütungen äst der Schwarzschwanz- und Weißschwanzkirsch, an den Seen wechselt der Eis, über lischen durch das Schilf, aber auch Handzeug treibt sein Wesen, Berglöwen, Wildgänse und Wölfe gleichen durch das Unterholz, und wer sich in besonders unbesiedelten Gegenden verirrt, sieht sich wohl plötzlich einem braunen oder schwarzen Bären oder einem gefährlichen Grizzlybären gegenüber. Nichtsdestoweniger hat die Bundesregierung für den Bereich des neuen Nationalparks jede Jagd verboten; wahrscheinlich, da sie damit rechnet, daß die in

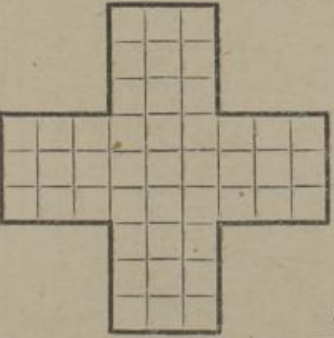
der Umgebung vorkommenden Schützen die aus dem Schutzgebiete herüberwechselnden Stücke ohnehin aufs Korn nehmen und den allzu großen Wildreichtum des Parks in gewissen Grenzen halten werden. Uebrigens soll der neue Park durchaus nicht zum Wallfahrtsort von Neuwenden werden; Dunkel Sam hat sich entschlossen, die schönsten Stellen des Riesengeländes in Parzellen von 5 Morgen zu zerstückeln und wird diese an Sommerfrüchler verpachten, die sich verpflichten, darauf ein Häuschen zu bauen; auch Gasthäuser dürfen errichtet werden, wenn auch nur eine beschränkte Anzahl von Kongregationen zur Verfügung steht; der Pachtzins soll für sie je nachdem jährlich 50 bis 800 Mark betragen, während die Mietszinsen der Sommerfrüchler zwischen 40 und 800 Mark schwanken sollen. Obwohl dadurch zahlreichen Familien billige Sommerfrüchler ermöglicht werden, ist die Gründung des Parks doch nicht ohne Widerstand vorankommen gegangen; Spekulant und Landbesitzer wollten nicht zugeben, das die Landschaft zum Nationalpark erklärt und dadurch für Weid- oder Bergamanzwecke unbenutzbar gemacht würde; doch ist es einem für die Schönheit der Gegend begeisterten Naturforscher und Schriftsteller, Gnos A. Mills, gelungen, die Regierung des Staates Colorado für den Schutz der Rocky Mountains zu gewinnen, und dieser hat es dann mit Hilfe seines Senators Taylor verstanden, das nötige Gesetz im Washingtoner Repräsentantenhaus durchzusetzen.

* **Das Kino als Heilmittel.** Ein wahrhaft erstaunliches Geschehen wird in den „Daily News“ aus Liverpool berichtet: Ein Soldat der englischen Armee, der Korporal Robert Veck, war aus Flandern nach einem englischen Lazarett gebracht worden, wo man feststellte, daß er infolge eines Nervenschlages taubstumm geworden war. Nach längerer Behandlung wurde er als unheilbar entlassen. Und nun kommt das Wunder. Der Korporal besah sich in ein Kino und wurde bei der Vorführung eines komischen Films von derart unwiderstehlicher Lustigkeit ergriffen, daß er in lautes Lachen ausbrechen mußte. Im gleichen Augenblick fühlte er ein heftiges Brennen in der Kehle und ein Rauschen in den Ohren. „Ich spreche, ich höre!“ rief er aus. Er war endgültig geheilt.

Büchertisch.

— **Großer Bilderatlas des Weltkrieges.** Dritte Lieferung: Belgien I. Einmarsch und Durchbruch. Lüttich, Namur, Brüssel, Löden, Mecheln. J. Bruckmann, N. G. Folioformat, Subskriptionspreis 2 M. — Ein angesehenes militärisches Fachblatt (Danzers Armeezeitung, Nummer vom 19. August 1915) stellte kürzlich fest, daß dieses große Bilderwerk über den Krieg nicht eines ist, das das Duzend schon bekannter Werke vollmacht, sondern ein neues Unternehmen, das alle bisherigen Bilderdarstellungen durch die Vollkommenheit der Ausführung, durch die Sorgfalt der Auswahl und durch die beziehungsreiche Anordnung völlig in den Schatten stellt. Das zeigt sich auch an der soeben erschienenen dritten Lieferung, die uns die Kämpfe in Belgien bis zur Belagerung der Hauptstadt vor Augen führt. In 164 Bildern sehen wir das unwiderstehliche Vordringen unserer Truppen gegen den verzweifeltsten Widerstand der Feinde. Belagerungen, wie Lüttich und Namur, die für unüberwindlich galten, sinken vor der Wucht unseres Angriffs in Schutt und Trümmer; Wege, Eisenbahnen, Brücken, Tunneln werden zerstört und wieder hergestellt; Panzer- und „Wilde“ Trige verrichten ihr Werk; Spione werden verhört, Zivilisten entwässnet; Karten erläutern unsern Vormarsch, und Manöveransätze, von unserer wie von feindlicher Seite, erzählen von der Erregung der Zeit. Lebensvolle Porträts der Führer von Hüben und Drüben ergänzen das Gesamtbild, und manche schöne Aufnahme schildert den Reichtum und die Kunstbauten des Landes, dem wir vergebens die Friedenshand entgegenstreckten.

Kreuzrätsel.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben b b, e e e e e, e e e e e, f f, g g, h h h h h, i i i, l l l, n n n n n, s s s s s derart einzutragen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben:
1. Einen Philosophen.
2. Findet man häufig an Frauenkleidern und Hüten.
3. Ort in der Provinz Sachsen. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Die beiden Buchstaben „e“ und „i“.